

Aus den Fesseln der Schuld kann sich keiner lösen

Packendes Familiendrama: »Trauer muss Elektra tragen« von Eugene O'Neill im Fürstensaal des Marburger Schlosses

Sieben Stunden würde es dauern, spielte man Eugene O'Neills Tragödie »Trauer muss Elektra tragen«, die ihm 1936 die Verleihung des Literatur-Nobelpreises einbrachte, vom Blatt. Ekkehard Dennewitz vom Hessischen Landestheater schafft es in knapp drei Stunden. Radikal, aber sinnvoll gekürzt komprimiert der erfahrene Theatermann das Mammutwerk – eine faszinierende Variation des antiken Stoffes – auf das schicksalhafte Familiendrama, in dem Mutter, Tochter, Sohn und Vater unheilvoll miteinander verknüpft sind, sich aus den Fesseln von Schuld und Verlangen trotz aller Anstrengungen keineswegs lösen können. Dabei reduziert der Regisseur das Personal von achtzehn auf acht Figuren, die er sauber und konzentriert durch das mörderische Geschehen führt. Denn am Ende dieses fesselnden Stücks bleibt nur ein Mitglied der vermeintlichen Bilderbuchfamilie Mannon aus den Nordstaaten übrig – und auch Lavinia (also Elektra) wird dem Leben draußen endgültig entsagen, sich in des Hauses Gruft verschließen.

Agiert wird diesmal in der Mitte des Fürstensaals im Marburger Schloss, dessen Steinboden neuerdings mit einem billigen PVC-Belag geschont wird. Hier hat zwischen zwei Säulen der Bühnenbildner Klaus Weber ein Podest errichtet, in deren Zentrum zwei schwere Klappen zur Familiengruft hinabführen. Mutter Christine achtet peinlichst darauf, dass stets frische Blu-



Fassungslos: Mutter (Christine Reinhardt, l.) und Tochter (Regine Leitner) können einander nicht verstehen (Foto: Kreutter)

men auf dem Grab stehen – und es ist ein beliebter Sport zwischen ihr und der Tochter, für die das Gedenken an die Vorfahren ein Dorn im Auge ist, die Blumenvase hin- und herzuräumen. Später, wenn Lavinia ihre Mutter in den Selbstmord getrieben hat, wird sie nicht nur in das prachtvolle Kleid der Christine schlüpfen, sondern auch die liebe Gewohnheit der Blumenfreundin übernehmen.

Bis zur Pause spitzt Dennewitz seine Inszenie-

rung ganz und gar auf den Mutter-Tochter-Konflikt zu. Christine Reinhardt und Regine Leitner machen daraus ein Fest der Schauspielkunst, bei der sich die Gegnerinnen messerscharf mit Worten verletzen. Punktgenau arbeiten sie die emotionalen Abhängigkeiten heraus: Lavinia liebt ihren Vater (in würdevoller Zurückhaltung: Fred Graeve) abgöttisch, kann ihrer Mutter den Liebhaber (Typ Latin Lover: Jochen Nötzelmann) nicht verzeihen. Die Mutter wiederum hat ihren einzigen Sohn Orin immer bevorzugt, der nach ihrem Tod nun voll und ganz auf die Schwester fixiert ist.

Harald Preis vollzieht glaubhaft den Wandel vom Mutter-söhnchen in schneidiger Uniform zur gebrochenen, von Schuld geplagten Persönlichkeit, die ebenfalls nur im Selbstmord einen Ausweg sieht. Daran können ihn auch seine Verlobte (herzig: Johanna Bönninghaus) und ihr Bruder (vorsichtig: Arthur Werner) nicht hindern.

Den undankbarsten Part hat Gabriel Spagna erwischt: Als ständig betrunkenes Faktotum führt er in die Geschichte der Familie Mannon ein, leitet von Kapitel zu Kapitel über – und trägt dabei mit seinem kehrenden Reisigbesen doch ein wenig zu dick auf. Denn schließlich dominieren hier die feinsinnigen Töne, die ihre Wirkung bei der Premiere nicht verfehlten. Das Publikum honorierte die konzentrierte Leistung des Marburger Ensembles mit begeistertem Applaus.

Marion Schwarzmann